

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Kriegsbriefe gefallener Studenten**

**Witkop, Philipp**

**München, 1929**

Heinz von Rohden, stud. theol., Marburg [...]

[urn:nbn:de:bsz:31-324269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324269)

Heinz von Rohden, stud. theol., Marburg,  
geb. 24. Februar 1892 in Helsingfors,  
gef. 5. Juli 1916 bei Olesza.

Halle, den 4. und 5. August 1914.

. . . In der gegenwärtigen Lage habe ich immer das Gefühl, daß wir für uns selbst nichts mehr wünschen dürfen, daß das bisherige Leben in sich geschlossen hinter uns liegen soll, und es jetzt heißt: reif sein ist alles. Dies wurde mir zuerst so brennend klar, als ich vorgestern mittag durch die sonnigen Kornfelder mit meinem Vater zur Station ging. Ich war am Abend vorher nach Spören gekommen. Es war ein wundervoller, stiller Abend, nach all dem Getriebe seit dem letzten Freitag, den ich im Garten mit meinem Vater in nachdenklichem Geplander verlebte. Zum erstenmal empfand ich so sehr stark ein Heimatgefühl für das stille Dörfchen. Der Garten war so drängend schwer von Früchten: ich sah es zum erstenmal. Die Pfirsiche und Aprikosen und die erst reifenden Apfel und Birnen leuchteten aus den Gebüsch. Hin und wieder fiel eine reife Frucht dumpf zu Boden, wenn unser Gespräch stockte und wir den seltsamen Wolkengebilden nachsannen, die wie wilde Tiergestalten am hellen Abendhimmel stand. Mein Vater war sehr ruhig. Gelassen besprachen wir die Lage und unsere Stellung dazu. Er freute sich, daß mein Bruder Gotthold auch als Freiwilliger mitgehen wollte, wenn man ihn nähme. Keine Aufregung, Nervosität oder Angst schenkte den Abendfrieden, der nie so stark empfunden über dem Kirchlein, über Friedhof und Garten lag. — Am nächsten Mittag ging ich dann mit meinem Vater wieder zurück zur Station durch die durchsonnten Felder und wir besprachen meine letzten Studien, die Marburger Philosophie, Herrmann, die neue Metaphysik und die von ihr beeinflusste junge Theologie, so daß ich meine ganze theoretische Stellung, wie ich sie in den letzten zwei Jahren erarbeitet habe, darlegen konnte. Es war mir so, als ob die Stunde jetzt Rechenschaft forderte von der bisher geleisteten Arbeit, der objektiven, die nun zurückgestellt werden sollte, wenigstens für einige Zeit. Über die subjektive Arbeit — die ja nicht eigentlich ein Arbeiten ist, sondern ein Werden, ein Beschenktwerden der empfänglichen Seele —, über die daraus fließende Stellung zum Leben überhaupt: darüber kann man wohl nicht Rechenschaft ablegen; aber auch hier fühle ich, daß es hieß: reif sein! Die Natur um uns her sprach dasselbe, der reife Weizen war zum Teil schon geschnitten und wartete darauf, eingefahren zu werden; auf den



Wegen lagen seine vollen Ähren, und wenn der Fuß auf sie trat, sprangen die harten, gelben Körner hervor. Die endlosen Kirschenbäume am Wege hingen voller reifer Kirschen, aber keiner wird sie abnehmen können. Ihre Reife muß verdorren, jene wird zertreten — und unsere? — In diesem Abgrund enden jetzt vielfach die Gedankengänge. Mich stören sie aber nicht mehr, sobald ich erkenne, daß das „Unerkennbare“, das uns immer umfaßt, doch eine Liebe ist. — Und darum heißt es, trotzdem wir nicht wissen, wofür all das Wachsen, wofür all die Bereitschaft: Reif sein, froh, wissend und vertrauend einander und dem Leben die Hände reichen — das ist alles. —

Tournay, den 1. Dezember 1914.

*Als freiwilliger Krankenpfleger*

Der Krieg führt mich aus einem Aufruhr in eine Betäubung und aus der Betäubung wieder in einen Aufruhr. Ich kann gar nicht mehr reden und leben wie sonst, das scheint mir nur ein matt Geleier. Wo jetzt ein Leben nach dem anderen zerbricht, das ich selbst zu dem meinigen zählte, muß auch meines zerbrechen. Diese furchtbare Tragik muß ich ins Leben hineinzwingen, sonst bleibe ich unwahr. Mit Worten kann man das aber nicht, es muß gelebt werden. In München war ich in einer Betäubung und ich mochte und konnte reden wie sonst. Jetzt möchte ich an die vorderste Linie gehen, wo der Tod herrscht, und ihm mit Wonne ins Angesicht schauen, oder ich möchte schweigen und den Alltag leben, als sei er ein Feiertag, oder mit Menschen ein Wort wechseln, die ich so kenne, daß ich sie neben mir fühle wie meinen Schatten. — Jetzt habe ich Sie wieder mit einer Last beladen, die nicht für Sie bestimmt war. Es wäre vielleicht besser gewesen, ich hätte etwas erzählt von dem, was ich in diesen Tagen erlebt und gesehen habe. Von der wundervollen Kathedrale, die hier in Tournay steht, wo sich eine Basilika in einfachen großen Linien in drei Etagen über den mit weißen und schwarzen Fliesen bedeckten hallenden Faßboden erhebt, und wo sich ein gotischer Chor in tausend Verästelungen in mystische Höhen emporschwingt und durch die vielen bunten Fenster das erdenferne Licht hineindämmern läßt, wo Renaissance und früheste Gotik, Barock und Rokoko, Rubens und Jordaens in Plastiken und Schnitzereien und Gemälden versammelt sind. Dorthin Sie zu führen, und mit Ihnen die Einzelheiten zu betrachten, hätte vielleicht unseren tatsächlichen Verhältnissen besser entsprochen. Aber Sie nennen mich Ihren Freund, darum muß ich auch von dem sprechen, was die Wirklichkeit unserem Versuch entgegensetzt . . .



Halle, 6. März 1915.

Diese Woche rücken wir aus. Sie wissen nicht, wie dankbar ich dafür bin, daß ich dies Erlebnis auch haben kann — was für ein Leben, ärmlich oder gedrückt, tatenlos oder unvollendet, vielleicht auch folgen mag. Ich stehe jetzt ganz unter seinem Bann, daß alles andere schwinden muß. Wie viele haben es beschrieben, aber nie einer vermocht, es ganz auszudrücken. Es kann auch nicht alt werden, obgleich es alltäglich geworden ist. Ich bin nun der letzte von allen Freunden. Das macht mich aber nur bescheidener und stiller, das raubt mir nicht die Tiefe. Im Gegenteil. Wie wunderbar ist es, mit seinem Leben in gewissem Sinne abschließen zu dürfen. Und ist ein Recht dabei und keine Pose. Und aufzugehen und einzugehen in die große Gemeinde, die um die objektive Aufgabe ringt. Aber ein halbes Jahr hat es gedauert, bis ich gewürdigt wurde, in diesen Kreis eingehen zu dürfen, die vorderste Linie zu erreichen, wo man sein Leben hinter sich legen darf, um das Unergängliche, in dem das Leben einzig Sinn gewinnt, zu retten. Scheinbar sollte das allmähliche Aufsteigen bis zu dieser höchsten Stufe eine Schule dafür sein, daß sich das Bewußtsein davon recht tief eingrabe und nicht wie ein Hauch das Innerste unberührt läßt. Die ganze Nüchternheit da draußen wird das sicher nötig machen: der Geist muß doch siegen.

. . . Auf der Weiterfahrt las ich meinen Kameraden Gedichte vor, die sie interessiert anhörten. Es waren meist ältere, ruhige Leute, Arbeiter und Handwerker. Es verträgt sich so mancherlei in ihren Köpfen, Gutes und Schlechtes, Gemeines und Schönes. Es kommt nur darauf an, was man aus ihnen herausholt. Fürs erste muß man jedoch immer schweigen. Nur so kann man seine eigene Meinung am besten und unmißverständlich ausdrücken. Mit dem gesprochenen Wort tut sich gleich die Kluft auf, die uns immer trennt. So bleibt man im Grunde doch allein, nur die sachliche Verbindung vermag zuweilen ein wirklich schönes Gemeinschaftsleben hervorzurufen. Wann und wie oft das auftreten kann, weiß ich noch nicht. Jedenfalls gehört es mit zu den größten Entbehrungen, die wir in diesem Kriege auf uns nehmen, daß wir kein persönliches Gemeinschaftsleben haben können, daß alle die schönen und furchtbaren Erlebnisse allein auf der Seele lasten bleiben und gar nicht oder selten die Leichtigkeit und Freiheit eines gegenseitig gestützten und gehaltenen Daseins hervorrufen, wie das unter Gleichgesinnten der Fall sein könnte. Wenn ich an meine Freunde denke, die gefallen sind, so ist mir das Traurigste an ihrem Tode, daß sie in dieser dunklen Einsamkeit ihr großes Opfer gebracht haben. Gerade die Gedanken, die sie dabei getrieben und im Innersten bewegt haben, sind ihrer Umgebung — vermutlich — fremd gewesen.



An der Front in Frankreich, den 21. April 1915.

... Wo man sich jetzt so unmittelbar von der großen Aufgabe erfaßt sieht, fühlt man sich doch nur oft als Ding unter Dingen. Als ein Gleicher unter Gleichen, dem alles Individuelle zu fehlen scheint, bewegt man sich hier tagaus, tagein. So gehen alle wie unter einem Druck, unter einer großen unsichtbaren Last einher. Gewiß wären persönliche Beziehungen mit dem und jenem möglich. Unter so vielen findet man schon eine verwandte Seele. Aber der Verkehr kommt so schwer in Gang. Die Lust am Individuellen fehlt ganz. Der andere bleibt immer nur der „Kamerad“, allerdings ein guter Kamerad, dem man auch ohne Worte ganz vertrauen kann. Aber all das andere, was ich für mich allein habe, was nicht zusammenhängt mit dem Großen, Allgemeinen, bleibt gänzlich für sich allein. So windet man sich in sich selbst hinein und bleibt im Grunde ein Fremder unter Fremden.

Aber meine Freude und mein Interesse lasse ich mir nicht nehmen, besonders wenn man so liebe, aufmunternde Briefe bekommt. Wie schön mag doch der Frühling in Marburg sein. Es ist unsagbar, wieviel Schönheit ein solch lieber Ort in sich bergen kann. Aber diese Freude genieße ich schon, wenn ich weiß, daß Du sie ganz aufnimmst und in ihr ständig atmest. Ich entsinne mich noch so deutlich, wie ich genau vor einem Jahre in den Marburger Frühling zog, in das Semester, das mein schönstes wurde. Es war morgens um 5 Uhr, als ich ankam und durch die stillen, taufrischen Straßen ging, wo die Amseln in den Büschen jauchzten und die Kirche und das Schloß so herrlich stand. Jetzt kommt auch im Graben jeden Morgen um 5 Uhr schon das ersehnte Licht nach langer, fröstelnder Nacht. Dankbar begrüßt man es — wenn die Granaten nicht gerade hereinschlagen — und ist froh, daß man sich den Tag über in sein Erdloch schlafen legen kann. —

Aber Frühling und Sonne sind auch hier. Im Graben sieht man wenig. Aber dann in Blairesville, einem Dorf, das gleich dahinter liegt in ständigem Feuer. Dort liegen wir einen bis zwei Tage in der Woche in der Reserve. Vorgestern stand ich noch in einem der schönsten Gärten. Die Granaten waren hineingefahren durch die weiße Kalkmauer und die Beete waren zerstört. Durch das Loch sah ich hinaus in ein weites, herrlich durchsonntes Land. Es war um die Mittagszeit. Stille war weithin und zitternd in der Glut stand die Luft über den beiden Schützengräben. Und drinnen leuchteten blühende Aprikosen, Anemonen lugten aus dem Schuß und das hohe saftige Grün von verschüttetem Weizen.

Warum sollten wir uns nicht freuen in all dem Frühling, in all der Sonne und Liebe, die uns mitten aus dem Schrecken entgegenleuchtet? Darum sind wir



nicht treulos, im Gegenteil, wir sind treu dem Ursprung, aus dem alles entspringt. Gott steht so meilenweit fern über dem, was wir irdisch Freude oder Schmerz nennen, Tod oder Leben, Glück oder Unglück. In ihm liegt beides, es quillt empor in der gleichen Liebe, die der irdischen wohl verwandt ist, so wie Jesus liebte, als er die „Sünden der ganzen Welt“ trug. Warum sollen wir nicht auch lieben und froh sein durch alle Verwirrung hindurch, durch all die Lähmung und Enttäuschung, Nichterfüllung hindurch? Ist denn Erfüllung immer Erfüllung? Wir bleiben doch immer nur auf dem Wege. Nur die göttliche Liebe hilft uns auf dem Wege und gibt die selige Gewißheit. —

G., Feldlazarett 3, den 5. Mai 1915.

... Außerdem habe ich hier auch fleißig gelesen, vor allem Fichtes Reden. Diese muß man gründlich studieren, wenn sie in allen Partien verstanden werden sollen. Sie scheinen einfach, populär. Aber das sind sie im Grunde gar nicht, wenigstens nicht ihre Fundamente. Da steckt sehr viel philosophisches Gut und philosophische Problematik innen. Kenntnis Kants und seiner Vorgänger und Gegner wird vorausgesetzt, um Fichtes eigentümliche metaphysische Grundstellung zu verstehen. Es hat mich wirklich selten ein Buch so gepackt und hingerissen wie dieses. Wie das deutsche Volk berufen ist, ein „Urvolk“ zu sein, das aus den „ursprünglichen“ Tiefen heraus lebt, die toten überkommenen Stützen (d. i. der „Gegenstand“) immer wieder bekämpft und abbricht, und in ewiger Bewegung nicht von diesen äußeren Dingen ausgehend oder nach ihnen sich richtend, sondern dem Urgeßetz des Lebens folgend und ihm vertrauensvoll schaffend, überwindet und wieder neu bildet — während das Ausland an seinem Fetisch, an irgendwelchen Dingen hängt, um derentwillen alles tut und von ihnen abhängt. Daß wir das tiefste Recht in diesem Kriege haben, weil wir den Kampf letztlich um eine Menschheitskultur führen, wie sie tiefer und wahrer kein anderes Volk hervorgebracht hat oder der Gesinnung nach gewillt ist durchzuführen, das hat Fichte als erster ausgesprochen, und wenn wir es tun, so greifen wir immer auf ihn zurück.

G., den 5. Mai 1915.

Ich habe lange nichts von mir hören lassen, so daß Du wohl denken könntest, mich habe der Krieg gänzlich verschlungen. Und daran ist wohl etwas Wahres. Augenblicklich hat mich aber die Welle, die mich in die Tiefe riß, wieder ans Land geschleudert. Ein Land, das mir so fremd und seltsam schön vorkommt,



daß ich mich nur langsam daran gewöhnen kann. Ich bin nämlich gerade in einem wunderbaren Garten, in dem der Mai blüht. Die Vögel singen in den hohen Bäumen des Parkes und die Bienen summen in dem blendenden, lachenden Weiß der Obstbäume. Aber der herrlichen jungen Erde liegt ein Duft, ein unsäglicher, der all das zu umfassen scheint, was wir uns unter Leben vorstellen und ahnen.

Ein eigentümliches Geschick verschlug mich in diese Schönheit, die so gänzlich fremd ist unserem gewöhnlichen alltäglichen und mühseligen Schützengrabensleben. Ich bekam plötzlich im Graben einen heftigen Darmkatarrh, und da ich überhaupt in dieser Hinsicht nicht der stärkste bin, wurde ich ins Feldlazarett gesteckt. Mir paßte es natürlich zunächst nicht, von der Truppe loszukommen, in die ich mich gerade eingelebt hatte und wo ich mich schon recht wohlfühlte. Aber als ich einmal hier war, da gefiel es mir doch ganz gut. Wieder einmal ein Bett und ein Bad! Nun bin ich acht Tage hier und kann schon wieder etwas aufstehen und in dem herrlichen Garten mich wie ein verzauberter Prinz fühlen. All das alte Leben strömt wieder auf mich zu, das schon so fern und abgetrennt hinter mir lag. Ich hatte mir nie Sorge darum gemacht. Wie ein objektives Etwas lag es irgendwo und führte sein eigenes Leben. Jetzt aber las ich die Tage im Bett sehr viel — zum erstenmal seit einem halben Jahr. Fichtes Reden studierte ich gründlich. Seine eigentümliche Stellung in der Geschichte der Philosophie, sein Verhältnis zu Kant und vor allem das Große, Neue, ganz Einzigartige, das er bringt und in tiefer Wucht darzustellen weiß. Das hat mich die Nächte nicht schlafen lassen und mir Wege gezeigt in die Geisteswelt, in die wir gehören. Und die Sehnsucht wird groß nach neuem, großem, tätigem Aufbau. Uns aber scheint es, als ob unsere Hände hier draußen gelähmt wären, und das lastet furchtbar auf den Gemütern. Aber wir wissen, es muß durchgehalten werden, und ich werde für mich die Kraft sammeln in diesen stillen Tagen, die mir helfen soll, durch Wüsteneien frohen Mutes zu gehen. — Die Freude an selbsttätiger Arbeit ist doch immer das einzige, was dem Leben den Inhalt zu geben vermag und außerdem seine Kontinuität und Stetigkeit bedingt. Durch sie wachsen wir selbst und verwachsen in die Menschheit als deren wesentliche Glieder. Und dann der unmittelbare Verkehr mit lebendigen Menschen! Aber so ist es mit dem gemeinsamen geistigen Leben ja immer und auch mit der Freundschaft: Ein längeres oder kürzeres Kreuzen, Beegnen und Miteinandergehen von Menschen verwandten Glaubens und gleicher Hoffnung. Die Freude an dem Sein und dem Wachstum der Freunde ist das stetig Bleibende und geht hin und her wie ein Grüßen und Vertrauen, in dem man selbst für seine eigene Tätigkeit immer wieder Mut und Kraft schöpft.



Früher habe ich wohl sehr darunter gelitten, daß man sich doch immer fernbleiben muß und nicht stetig unmittelbar an dem Leben der Freunde teilnehmen kann. In meinen Briefen hattest Du wohl Zeugnisse genug von solchen Klagen. Nun hat es mich aber das Leben selbst anders gelehrt. Seit dreiviertel Jahr bin ich nun fast stetig gänzlich allein und immer nur auf mich angewiesen. Man beginnt dann die Einsamkeit zu lieben. Besonders seit ich draußen bin, unmittelbar vor dem Feind, wo man täglich gefaßt sein muß, daß das zeitliche Leben als bloße Erscheinung bald vergehen kann und abfällt wie Laub vom großen Baume des Wesens. Und man beginnt mehr und mehr seine Liebe auf diesen Baum des Ursprungs, den überzeitlichen, zu richten und die Freunde und die Welt der Erscheinung nicht unmittelbar, sondern mittelbar als Äste und Laub des gleichen großen Lebensbaums zu lieben. Warum sollen wir uns an das Laub hängen? Meine liebsten Freunde sind ja hin! —

D., den 20. Mai 1915.

. . . Das war der ungefähre äußere Verlauf dieser Tage. Was aber in diesen Stunden im Innern des einzelnen vorgegangen ist, das läßt sich gar nicht schildern. Es verschwindet auch seltsam schnell im Unterbewußtsein, so daß man nur mit Mühe der Vorstellungen und Empfindungen sich erinnern kann, die in diesen Stunden und in den gefährlichsten Minuten durch die Seele jagten. Gute Gedanken können gewiß die Seele in Ruhe halten. Aber die Nerven sind durch die Abspannung schlafloser Nächte so empfindlich, daß jede der fürchterlichen Detonationen rein physisch auf die Nerven einwirkt und vielfach Angstzustände hervorrufen kann. Man kann die entsetzten Gesichter nicht vergessen, mit denen manche in unsere Deckung stürzten, weil ihnen die eigene zu unsicher schien. Wo bleibt das individuelle Heldentum vergangener Kriege? Einer elenden Hasenjagd gleicht solch ein Artilleriekampf und stumm und passiv muß die Seele stillehalten der übermäßigen Naturgewalt, die über sie kommt. Man hat keine Waffe, um sich zu wehren. Wie der Vogel im Käfig, auf den der Jäger anlegt, so kommt sich mancher tapfere Soldat vor. Wer hier seelische Kräfte besitzt, der bleibt der Sieger. Es ist ja viel schwerer, während so langer Zeiten, Stunden und Tage, stetig bereit zu sein, als es sich das Gemüt in Augenblicken edler Begeisterung wohl vorstellt. Man spricht nicht gern von solchen Momenten, weil sie vor der Seele liegen wie eine dunkle Gewalt, der sie nicht gewachsen war, die über sie kam mit einer Wucht, die von der Begriffswelt unserer bisherigen Erfahrungen überhaupt nicht erfaßt werden kann. Darum verschwinden sie auch so rasch im Unterbewußtsein und nur die Er-



innerung an ein dunkles, schreckhaftes Etwas bleibt zurück, die sich aber auch nur mühsam und schmerzhaft vollzieht. Ich glaube aber, daß es nicht richtig ist, solche Stunden nie geahnten Leidens und unsagbarer Qual gänzlich zu verheimlichen. Das scheint mir doch des größten Mutes würdig zu sein, sich solcher gänzlichen menschlichen Schwäche bewußt zu bleiben und sie einzufügen und einwirken zu lassen in die Lebenseinheit, so daß man vielleicht doch einmal mit Paulus sagen lernt: wenn ich schwach bin, dann bin ich stark. —

Wir müssen jetzt alle allein sein können. Ich weiß jetzt, wie wertvoll es ist, wenn man es kann. Sonst ist man innerlich rettungslos verloren. Die Beziehung mit Vergangenheit und Zukunft, mit lieben Menschen und Aufgaben muß derart sein, daß ihre sichtbare Seite jeden Moment ohne Schmerz gelöst werden kann. Sie kann nur bestehen sub specie aeternitatis. Das muß ich jetzt sagen unter dem Eindruck des gestrigen Tages. Aber ich habe nie gedacht, daß der „Arsna“ der Jüder, der Lebenstrieb, so unbändig stark sein könnte. Oder sind das nur die geschwächten Nerven?

S., am 4. Juli 1915.

... Die Kompagnie ist ja die einzig vorhandene Gemeinschaft, mit der und für die man noch lebt und stirbt. Früher war man gewohnt, in solchen Fällen sich stolz von der blöden Umgebung auf sein Eigenteil zurückzuziehen oder eine andere Gemeinschaft zu suchen, in der man verstanden wurde. Aber jetzt heißt es: Hic Rhodus, hic salta! Zu einem „Eigenleben“ läßt die Gemeinschaft weder Zeit noch Ruhe. Sie zwingt uns in ihren Kreis, denn es geht ja diesmal ums Leben. Daß dann Kompromisse geschlossen, Ansprüche aufgegeben werden, ist klar; denn hier kommt es ja nicht mehr auf die Reinheit des Willens an — die wird in einer anderen Welt gewogen —, sondern auf die tatsächlich erreichte Leistung. So ist man zufrieden, wenn die Bedingungen zu einem einigermaßen harmonischen Leben auch nur im geringen Maße vorhanden sind.

Die Gemeinschaft der Kompagnie umfängt uns eben vom frühen Morgen, wenn der Unteroffizier oder Gefreite „vom Dienst“ den Schläfer mit lautem Ruf unsanft weckt, bis zum späten Abend, wenn man wieder todmüde auf sein Strohlager sinkt und „abgefragt“ wird. Beim Marsche ist man ein Glied des Ganzen und man singt die lieb gewordenen Lieder mit, auch wenn's einem selbst nicht so zumute ist. Noch enger ist die Gemeinschaft, wenn die Kompagnie in Stellung liegt, im Graben oder Gefecht. Sie ersetzt eben alles, Verkehr, Unterhaltung und Geselligkeit, Familie, Freundeskreis und Vaterland.

Daher ist z. B. der Gedanke vom Kämpfen, Leben und Sterben fürs Vater-



land, für die geistigen Güter des Vaterlandes, ein verhältnismäßig ferner Gedanke, wenigstens spielt er keine große Rolle unter den praktischen Motiven der einzelnen. Er ist zu abstrakt und unanschaulich und es würde ein ganz anderes geistiges Niveau und vor allem geistiger Austausch dazu gehören, um ihn lebendig zu machen. Das kann man nie und nimmer verlangen. Wir sind ja so sehr des scharfen reflektierenden Denkens entwöhnt. Heimat und Vaterland spielen gewiß eine große Rolle, jedoch als Objekte der Sehnsucht. Meistens wohl als Stätte der Freiheit von Unruhe, Kampf und Not. Aber mit dieser Sehnsucht verbindet sich für uns die Hoffnung, das Zerstückte einmal mit aufbauen zu dürfen, das Vaterland zu schönerer, reinerer Größe führen zu helfen, damit all die herrlichen Ansätze, all das, was wir im Kriege selbst erlebt haben, in positiven Taten zur Reife gelangt. Was für eine herrliche Fülle wissenschaftlichen, praktischen und persönlichen, neu fortschreitenden Lebens mag uns dann bevorstehen! Das ist wohl der liebste Gedanke, den wir überhaupt denken können, denn es ergreift uns dabei die ganze Lust und Sehnsucht nach einem lebendig schaffenden Weiterleben, dessen Wert uns hier so unermesslich groß aufgegangen ist. Darum aber denkt man an ihn, je länger man draußen steht, wie an eine unglückliche Liebe — scherzhaft ausgedrückt —, auf jeden Fall aber nicht ohne ein schlechtes Gewissen, denn dieser Gedanke ist ohne Zweifel eine Hemmung und paßt nicht hinein in unser Kriegsleben. Kämpfen und siegen wollen bedeutet für den Infanteristen nichts anderes, als ständig auf das Ende und Nichtwiedersehen der Heimat gefaßt zu sein und gänzlich aufgehen im Kriegsleben.

Mörchingen, den 10. August 1915.

... Die wenigen Stunden mit Euch haben mir eine seltsam tiefe Freude gemacht, daß ich Euch ganz besonders danken muß. Und nicht zum wenigsten Deiner Freundin Lisbet. In Eurem Kreise sah ich etwas, was schon längst bei mir schlafen gegangen war, was ich sogar mit Gewalt habe einlullen müssen. Alles dies herrliche, lachende, immer sich verschenkende und schöpferisch lebendige, liebende Leben stand wieder vor mir. Ich hatte es so intensiv gelebt und empfunden und dann aufgegeben, um das eine Einzige und Allgemeine, das alles Persönliche verschlingende Leben mit zu erfassen. Aber dies bedeutet für uns immer nur das eine: Sterben können. Das war ja auch nicht so schwer. Die Freunde fielen und für die Stimmen der zu Hause Gebliebenen macht uns der heulende und singende und gräßlich auflachende Tod taub. Schon ganz von selbst verblaßte so das alte wundervolle Leben mit wirklichen lebendigen Men-



sehen, so daß es nicht schwer wurde, auch die Erinnerung und Sehnsucht danach gänzlich zu töten, wenn sie einmal in wachen Stunden die Seele beirren wollte. Was mir mein Soldatenleben *p o s i t i v* ist, kann ich Dir nicht so schnell sagen, doch halte ich es für notwendig und damit für objektiv wertvoller als alles andere für mich jetzt mögliche Dasein und würde es mir trotz allem Elend und aller Enttäuschung doch wieder wählen.

Und doch, Du kannst Dir kaum vorstellen, was es heißt, aus unserem Traumleben — denn das ist unser unpersönliches, so furchtbar einsames Leben — so ganz allmählich aufzuwachen und wieder Menschen zu sehen, wirkliche Menschen, durch deren eigenes inneres Leben selbst das gänzlich Entschwundene und mit Schmerzen Dahintengelassene aufgeweckt wird. All die Menschen, zwischen denen wir waren, dachten, sprachen, hofften und erwarteten von den Ereignissen und voneinander so ganz anderes als wir gewohnt waren, viel Interessantes, Lebendiges und Liebevolltes. Deine Freundin hat mir einen so wunderbaren Eindruck gemacht, daß ich ihr gern eine bescheidene Huldigung darbrächte, wenn ich es könnte, bevor dieser Lichtblick wieder von unserem Traumdunkel verschlungen ist. Das tritt, wie ich schon merke, nur allzubald ein. Aber ich möchte ihr doch gedankt haben, daß sie mit ihrem reinen und reifen Wesen, so voller Teilnahme und Liebe aus einem ganz ureigenen, selbständigen Leben heraus mir erschien wie das Bild und Symbol eines Lebens, das ich mit allen seinen tausend Beziehungen, Reichtümern und schaffenden Werten immer als das Kostlichste empfunden hatte, das in der Welt ist.

Vielleicht war es aber doch ganz gut, daß ich nur so kurz in Eurem Kreise war, sonst wäre der Abschied zu schwer geworden. So war es ein wundervoller Blick in die herrliche Welt, für die wir kämpfen, wenn wir auch keinen Teil an ihr haben: das gemeinsame, in Liebe schaffende Leben innerlich sich eins fühlender Menschen, die deutsche Heimat und sein Himmel . . .

Mörchingen, den 17. August 1915.

. . . Solange der Krieg ist, atmet die Seele nur schwer, sie lebt nicht in Seligkeit und Liebe an Menschen und Dingen. Sie sieht wie gebannt starr auf das eine, immer eine . . . Wir warten darauf mit ruhigem Blut, und wenn es uns ruft, dann soll es uns bereit finden. Aber dann alles noch einmal zusammengefaßt, alle Lust und Leidenschaft für das eine! Wir denken an unsere Brüder im Osten mit Stolz, aber furchtbar krampfen sich die Gedanken zusammen, denn wir wissen, was sie durchmachen müssen, während wir ruhig liegen und warten und warten . . .



Beinahe wäre ich neulich aufgewacht und hätte mich verliebt in das herrliche Leben, als ich sah, wie turmhoch über das vergängliche, zufällige Einzelschicksal ewige Werte, unvergängliche Schönheit in ihm geschaffen werden. Ich sah nämlich das Münster in Straßburg, vor dem die Seele in Andacht versinken muß. Ich dachte aber, wenn Deutschland ein solcher Bau wird, dann brauche ich mich gar nicht erst in das Leben zu verlieben, denn dann lebe und schaffe ich doch an seinem Grunde, ohne daß ich davon ein Gefühl habe. —

Münster, den 3. Oktober 1915.

. . . Wie soll ich Euch trösten, da ich mich selbst noch nicht fassen kann. Wartet noch ein wenig, bis ich komme. Eine Woche scharfer Dienst soll erst dazwischen sein. Daß mein einziger Besitz, den ich noch ganz mein eigen nennen konnte und der mir soviel Freude und Halt bot, mir genommen sein soll, das kam zu plötzlich. Ich hatte mich zwar die ganze Woche, seitdem ich seine Karte aus der Champagne bekam, etwas um ihn gesorgt, soweit ein stumpfgewordener Geist dazu fähig ist, aber ich hatte mich immer damit getröstet, daß er zuletzt als Bataillonsadjutant schrieb und darum nicht der schlimmsten Gefahr ausgesetzt war. Ich lege diese Karte, die vielleicht das letzte gewesen ist, was er geschrieben hat, mit dem Brief an Dich bei. Das, was er über seinen Urlaub sagt, wirst Du wohl nicht mißverstehen. Es war tatsächlich das Pflichtgefühl, das ihn in den entscheidenden Momenten seinen Urlaub zu verschieben zwang. Nicht er verschob. In diesem Ganz-Goldat-Sein haben wir uns so sehr eins gefühlt, daß wir in Eurem Drängen ein gewisses Nichtverstehen sehen mußten. Und dann kam dazu die Ehen vor der so fremdgewordenen und doch so lockenden Heimat, wie Du schon schriebst.

Wir beide hatten ja immer gewußt, daß es einmal so oder ähnlich kommen würde und uns beide in dem Gedanken gestärkt, daß wir zusammen durch das dunkle Tor gehen könnten, oder wenigstens der eine den anderen in die Erde legen könnte. Nun ist es doch anders gekommen, und diese unverdiente Sicherheit und das Fernseinmüssen macht mir den Augenblick so furchtbar bitter.

Varna, den 14. April 1916.

. . . Der Frühling ist in den letzten drei Wochen ganz energisch gekommen und die Obstbäume verlieren schon wieder ihre weißen und roten Blüten. Es ist kein deutscher Frühling, das spürt man wohl, trotz aller Helligkeit und Sonne, die über dem Lande liegt. In der Heimat wächst und sproßt alles soviel saftiger



und farbiger; das ganze Land wird ein bunter Teppich des mannigfaltigsten Lebens. Hier hat das Land nicht solchen Reichtum an Farbe. Der braungraue Felsen- und Erdton der Berge und Weingärten hat die Herrschaft. Die blinde weiße Luft tut das Ihrige dazu. Aber trotz allem: Der Frühling ist wie ein Wunder gekommen und reißt auch hier den Empfänglichen in seinen starken Rhythmus. Kein Fest sollte billigerweise aus so voller Empfindung gefeiert werden wie das Frühlings- und Osterfest. Hier greift und spürt man mit allen Sinnen das ewige Gesetz des Lebens vom Sterben und Auferstehen. Was toter Gedanke erschien, jetzt wird er Wahrheit und Wirklichkeit, und was die Sinne so deutlich fassen, wird Symbol für das übersinnliche Gesetz, das dahintersteht. Man sollte seine Jahre nach den Ostern zählen, die man erlebt, nach den Momenten, durch die das geistige Herz, das nicht den gleichmäßigen Rhythmus kennt wie das körperliche, durch neue Nahrung, die ihm die geistdurchwirkte Wirklichkeit zuführt, zu neuem, lebendigem Schlage geweckt wird. Welch wunderbares Geschenk ist es, dies noch einmal zu erleben und noch einmal den Leib aus den Gräbern und Erdhöhlen emporsteigen zu lassen. Wie haben wir das vor einem Jahre in Frankreich so stark empfunden, so ursprünglich und primitiv, denn man war ja kaum etwas anderes als ein Stück Natur, dessen ganze Kraft sich darin verzehrte, in ihrer Notwendigkeit mit zu leiden und sich mit zu freuen.

Die Erinnerung an jene Frühlingstage wird in keinem Osterfest mehr fehlen können und ein stetiger Antrieb sein, über alles neue keimende Leben in und hinter allen Dingen sich zu wundern und zu freuen und daran teilzunehmen. Daß die Leiber in den Gräbern bleiben, ist nichts Wunderbares, aber daß aus ihnen das neue Leben quellend entspringt, ist das immer wieder unglaubliche Wunder.

Karlsruher  
Studentendionat e. V.  
Karlsruhe i. B.